

25. Juni 1996
Von all den Gesichtern

Ihr Gesicht, dachte ich, ihr Gesicht würde ich unter den Gesichtern aller Menschen wiedererkennen, die gelebt haben oder jemals leben werden, ihr Gesicht könnte hundert Jahre alt sein, die Zeit würde nichts von ihr nehmen können, nichts von ihrer Anmut, ihrem Stolz, ihrer Einzigartigkeit.

Ich hatte Magda gesehen, für einen Augenblick nur war sie zwischen den Massen aufgetaucht, den Gürtel wie früher verknotet, im zögernden Gang, als fühlte sie sich unwohl hier am verhüllten Reichstag, zwischen all den anderen, die gekommen waren, um ein Gebäude in silbern glänzenden Planen zu bestaunen. Als wüsste Magda nicht, weshalb sie an diesem Ort sein sollte. Doch ich wusste es. Sie war hier, damit ich sie sehen konnte, für diesen einen Moment erkannte, was wichtig war, damit ich wieder von ihr ahnte, dass ich mich zurückerinnerte und begann, sie endlich in mein Leben zu lassen.

Ich stand auf, stand auf dem Rasen, zwischen den Menschen, sah über sie hinweg, suchte nach Magda, als Helen neben mich trat, mich erst küsste und dann innig umarmte und in mein Ohr flüsternd fragte, ob wir nicht näher zu den Planen gehen wollten. Ich sagte etwas, damit ich etwas sagte, und Helen löste sich von mir, drehte sich um, blickte mich an, erst erwartungsvoll, bald irritiert, forderte mich mit freundlichem Winken auf, ihr zu folgen, ich, der nur Augen für Magda hatte.

Ich hätte loslaufen und wie wild nach Magda suchen sollen, sie unter allen Umständen finden müssen. Doch das tat ich nicht. Ich blieb, wo ich war, weil ich war, wie

in den Jahren zuvor, weil ich annahm, dass, wenn Magda und ich letztlich doch füreinander bestimmt wären, sich alles ohne mein Zutun fügen müsste.

24. September 1959

Huck erwacht zum Leben

An einem Donnerstag probierte ich Huck zum ersten Mal aus. In der letzten Stunde hatten wir Geografie bei Frau Milde. Nachdem alle das Zimmer verlassen hatten, lief ich zum Lehrertisch und öffnete die Schublade. Dort lag Frau Mildes gelbes Halstuch. Ohne zu zögern steckte ich das Tuch in meinen Ranzen. Vor der Schule wartete Magda auf mich. Sie wollte mit mir an den Panzerteich gehen. Doch dafür hatte ich jetzt keine Zeit.

So schnell wie nie zuvor rannte ich zurück nach Hause. Stürmte die Treppen hinauf in mein Zimmer und sperrte die Tür hinter mir doppelt ab. Zerrte den ochsenblutroten Koffer unter dem Bett hervor und holte Huck heraus. Seither hatte ich ihn nicht mehr angesehen: Huck war für eine Bauchrednerpuppe nicht gerade groß. Das Holz seines Körpers war an vielen Stellen rau, der Stoff der Puppenhose zerschlissen. Aber was hatte im Brief gestanden?

»Schau nicht darauf, wie etwas aussieht. Hör auf die Gedanken. Sie sagen dir alles.« Daran sollte ich mich nun halten.

Ich band Huck das gelbe Halstuch von Frau Milde um. Das war der persönliche Gegenstand, den ich benötigte, damit Huck zum Leben erwachen konnte. Dann schob ich meine Hand in den offenen Rücken der Puppe.

Sofort durchströmte mich ein seltsames Gefühl, gerade so, als würde ein Wind durch mich gehen, als würde ich meinen Körper verlassen und mich von oben beobachten können. Es schien, als würde sich Huck verändern. Als würde er plötzlich ein Kleid tragen, kariert wie das von Frau Milde, als würde sich sein Gesicht

verformen, als würde er ihre Augen bekommen, ihre Haare. Und ohne dass ich etwas gesagt hätte, ohne dass ich die Finger bewegt und damit seinen Mund bedient hätte, sprach sie, sprach er drei Sätze:

Ich kann Friedrich nicht lieben.

Ich hasse diesen Ort und möchte in Mexiko leben.

Ich werde niemals eigene Kinder haben.

Das war die Stimme von Frau Milde, unverkennbar, dieses verschreckte, fast kaum wahrnehmbare Hauchen von Worten. Bestürzt zog ich meine Hand aus Huck heraus. Sofort verschwand das Kleid, verwandelte sich ihr Gesicht zurück zu seinem, fiel er in sich zusammen und wurde wieder zu einer toten, hölzernen Puppe. Ihre Stimme aber, diese drei Sätze, Frau Mildes Gedanken konnte ich nicht vergessen.

15. Juni 1973
Clever & Smart

So viel war klar: Die Männer wollten bemerkt werden. Obwohl eine freundliche Frühsommersonne die Terrasse wärmte, trugen sie Mäntel. Ihren Kaffee hatten sie vor über einer Stunde bestellt, aber seitdem nicht ein einziges Mal daran genippt. Bisher hatte ich mich davon nicht stören lassen; den Erdbeerkuchen hatte ich in aller Ruhe gegessen, dazu ein Bier getrunken und Spengler gelesen.

Immer wieder hatte ich provozierend zu ihnen geblickt. Schnell drehten sie dann ihre Köpfe und starrten auf den Plastikblumentopf vor ihnen, als wären die violetten Blüten der falschen Usambaraveilchen das Interessanteste der Welt. Den Rechten hatte ich *Clever* genannt, den Linken *Smart*. Eigentlich war es unvernünftig, Männer, die einen observierten, provozierend anzustarren. Allerdings: War Vernunft nicht eine Erfindung von Feiglingen? Also legte ich das Buch beiseite, stand auf und ging zu den beiden.

»Der Erdbeerkuchen ist köstlich. Den sollten Sie unbedingt probieren.«

Sie wirkten kein bisschen überrascht, sondern fast erleichtert, dass ich es war, der sie ansprach.

»Wollen Sie sich nicht setzen?«

Ich nickte und nahm ihnen gegenüber Platz. Am Nebentisch warf ein Kind ein Glas Limonade um. Die Mutter zog hastig Papiertaschentücher aus ihrer Handtasche und legte sie über den sich rasch vergrößernden Fleck. *Clever*, *Smart* und ich schauten zu, sagten ansonsten aber kein Wort.

»Und nun?«, unterbrach ich das Schweigen nach einer Weile.

»Uns ist aufgefallen«, kamen sie ohne weitere Umschweife zur Sache, »das Sie ein gewisses Talent dafür besitzen, sich in Menschen hineinzusetzen, gerade so, als könnten Sie deren Gedanken lesen.«

Kurz zuckte ich zusammen, was ihnen nicht verborgen blieb.

»Wir möchten nicht unbedingt das Wort ›manipulieren‹ benutzen ...« Sie machten eine Pause. »Aber, nun, vielleicht ja doch.«

»Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen.«

»Doch, das wissen Sie. Sie haben sich in den letzten Jahren sehr aktiv innerhalb verschiedener, teilweise illegaler Gruppierungen bewegt.«

Kein Vorwurf schwang in ihrer Stimme mit. Vielmehr glaubte ich, Respekt darin zu erkennen.

»Sie haben sich dabei viel Vertrauen erworben. Das ist bemerkenswert. Wir möchten von Ihren Fähigkeiten profitieren.«

»Wer ist Wir?«

Beide schauten mich an, als hätten sie die Frage nicht verstanden. Weil sie nicht reagierten, fuhr ich fort.

»Was hätte ich davon?«

»Sie werden reisen. Sie werden interessante Menschen treffen. Und, natürlich, werden Sie viel Geld verdienen.«

»Sie kommen nicht vom Geheimdienst oder so?«

Nicht der geringste Anflug eines Lächelns in ihren Gesichtern.

»Nein. Wir arbeiten für keine Regierung und gehören keiner Vereinigung an, die irgendeiner Regierung nahesteht. Ganz im Gegenteil.«

Uns näherte sich der Kellner. Ich winkte ihn heran.

»Die Herren«, sagte ich, »die Herren nehmen noch einen Kaffee. Ihrer ist schon kalt. Außerdem noch zwei Stücke Erdbeerkuchen. Nein, warten Sie, lieber

drei. Drei Stücke Erdbeerkuchen. Die Herren zahlen auch.«

Ich dachte, Humor wäre die angemessene Art und Weise, mit Clever und Smart umzugehen. Denn es war die Zeit, als ich keine Angst empfand, eine Zeit, in der ich mich für unbesiegbar hielt, als gäbe es nur Huck und mich – und dann erst den Rest der Welt. Selten hatte ich mich mehr getäuscht. Denn so verknüpfte sich mein Leben auf ewig mit Obsidian.

November 1951

Eine wirklich schöne kleine Stadt

Ich weiß nicht, ob ich mich erinnere. Ob ich nicht auf einem Berg stehe und hinab in eine Landschaft blicke, die sich siebenundsechzig Jahre weit in die Ferne erstreckt. Versuche ich diese Landschaft zu beschreiben, kann ich nur ungefähr sprechen. Will ich genauer schauen, verlieren sich die Ausschnitte, verschwimmen ineinander. Dann ahne ich mehr, als dass ich sehe.

Am Ende dieser Landschaft, viele Jahrzehnte entfernt, befand ich mich in einer Bäckerei. An der Wand hingen Urkunden, die bezeugten, dass der Kretschmar-Bäcker ausgezeichnetes Brot buk. Das lag in zwei langen, mehlbestäubten Regalen. Auf der Verkaufsstelle stand eine wuchtige Registrierkasse. Hinter Glas waren Kekse und drei verschiedene Kuchensorten ausgestellt. Nach hinten ging eine Tür zur Backstube ab, in der es rumorte.

Ich reichte einen Zettel hinauf zur Theke. Dabei war das nicht mal nötig. Stets wurde ich von meiner Mutter mit dem gleichen Auftrag zum Kretschmar-Bäcker geschickt: Hol ein Zweipfünder.

Frau Kretschmar, die Frau des Bäckermeisters, wusste längst Bescheid. Schon wenn ich ihr Geschäft betrat, nahm sie für gewöhnlich ein Brot aus dem Regal.

»Und hier«, sagte Frau Kretschmar, »nimm schnell.«

Zusätzlich zum Zweipfünder reichte sie mir einen Marmorkeks über die Theke. Der sah großartig aus, ich wollte sofort hineinbeißen.

»Nein, nicht im Laden. Geh lieber woanders hin.«

Ich ließ den Keks in meiner Tasche verschwinden.

»Du brauchst doch auch mal was Gutes. Deine Mama hat's ja nicht leicht. So als Zugezogene ...«

7. März 1991

Halbes Glück

Sie schüttelte den Kopf.

»Das ist eine wirklich schöne kleine Stadt. Mit netten Häuschen und der Wald ... ach, der Wald. Wirklich so schön. Aber die Leut, verstehst, die Leut können manchmal so verbohrt sein. Die lassen deine Mama einfach nicht in Ruhe.«

Ich verstand nicht, was sie meinte.

»Na, hoffentlich hast du' s mal besser.«

»Klar, habe ich.«

»Du musst auf deine Mama aufpassen. Du musst sie beschützen.«

»Werde ich. Ich bin schon groß. Nächstes Jahr komme ich in die Schule.«

»Dann werde ich dir was Süßes in die Zuckertüte packen«, erklärte Frau Kretschmar und lachte, als hätte sie etwas unheimlich Witziges gesagt.

Ich weiß nicht, ob das ihre Worte waren, ob ich so gesprochen hatte. Ich weiß, es gab diese Bäckerei, ich weiß, Frau Kretschmar arbeitete dort, und ich weiß, dass sie mir oft Kekse schenkte. Der Rest aber, der verliert sich in der Ferne.

Da war ein Kind, und es war nass. Man sollte meinen, nasse Kinder wären kein ungewöhnlicher Anblick an einem Strand. Aber nicht am Nordwestpazifik und bestimmt nicht zu dieser Jahreszeit. Ich konnte förmlich sehen, wie das eiskalte Wasser die Wärme aus dem kleinen, zitternden Körper saugte. Aber das Kind lachte glücklich, vermutlich, weil es etwa zwanzig fabrikneue Sportschuhe bei sich hatte.

Es waren meine ersten freien Tage seit gut einem Jahr. Ich war zurück nach Amerika gereist, um mich dem Dämon zu stellen. Im Prinzip hatte das überhaupt nicht funktioniert, weil der Dämon sich mir entzog. Stattdessen wirkte jeder Ort friedlich, die Menschen, die ich traf, verhielten sich mir gegenüber nur selten feindselig, alle unvorhergesehenen Zwischenfälle hatten zu günstigen Entwicklungen geführt. Es war fast schon beängstigend normal. Das sollte sich nun ändern.

Denn je weiter ich lief, desto mehr glückliche Menschen kamen mir entgegen. Manche ebenso nass, viele in Gruppen, alle hielten Schuhe in den Händen. Gerade als ich zu ihnen gehen wollte, spülte die Brandung fünf weitere Sportschuhe an. Zuerst vermutete ich eine Tragödie. Vielleicht steckten in den Schuhen noch Fußstümpfe, abgebissen von Haien. Doch konnte ich nichts dergleichen entdecken. Auch wenn die Schuhe vom Meerwasser durchweicht waren, ließen sich ansonsten keine größeren Schäden feststellen. Im Gegenteil: Das waren Nikeschuhe, neu und ungebraucht. Selbst im feuchten Zustand mussten sie noch viele Dollar wert sein. Also bückte ich mich rasch und hob die fünf Schuhe auf.

3. Januar 1976

Keine 200 Meter über dem Meer

Eine ältere Frau trat neben mich. Sie trug zwei prall gefüllte Plastikbeutel bei sich. Es gehörte nicht viel Fantasie dazu, sich den Inhalt vorzustellen.

»Haben Sie auch nur die linken?«, fragte die Alte.

Ich wusste nicht, was sie meinte. Doch da hatte sie schon nach meinen Schuhen gegriffen und studierte diese aufmerksam.

»Auch nur die linken.«

Sie gab mir die Nikes zurück.

»Seltsam, so ein halbes Glück«, murmelte sie und ging weiter, den Blick auf das Meer gerichtet.

Nun betrachtete ich die Schuhe mit anderen Augen. Die Alte hatte recht: Ich hielt fünf teure Nikeschuhe in den Händen, allesamt für den linken Fuß. Was sollte ich damit?

Bestimmt hätte ich dem nassen Kind die Schuhe schenken können. Oder nach demjenigen suchen, der die passenden rechten Paare besaß. Aber wäre es nicht viel sinnvoller, wenn der Zufall über das Glück entschied? So nahm ich die Nikes und schleuderte sie mit aller Kraft von mir, dachte, dass es kaum etwas Befriedigenderes geben konnte, als wertvolle Dinge der Ungewissheit einer offenen See zu überlassen.

Eben noch etwa zweihundert Meter über dem Meer, die Arme angelegt, damit die Geschwindigkeit in jeder Sekunde zunimmt, als sich vor mir ein Riss auftat. Vor meinen Augen zersprang die Welt. Wie trügerisches Eis brach der Himmel, und ich raste hinein in einen Abgrund, in dem es krachte, dumpf und unheilvoll.

Plötzlich war es dunkel, dann halb hell, weil frühes Morgenlicht durch dünne Vorhänge fiel. Es dauerte, bis ich zu mir kam, bis ich verstand, dass es kein Meer gab, keinen Himmel, kein Fliegen. Das war ich in meinem Bett in meinem Schlafzimmer in meinem Haus, und wenn ich richtig verstand, nicht allein in meinem Haus. Jemand war hier, hatte sich Zutritt verschafft, musste gestolpert sein, möglicherweise über den Stapel Bücher in der Diele. Jemand raffte sich auf, hastete weiter, öffnete eine Tür.

Bevor ich länger darüber nachdenken konnte, sprang ich auf und stürzte mich auf den Unbekannten. Überrascht fuhr dieser zurück. Ich legte nach, mein Gewicht in den nächsten Schlag und begrub ihn unter meinem Körper. Er schnaufte. Schlug ungeschickt um sich, trat, versuchte sich aus meinem Griff zu befreien. Wir rollten zur Seite, hinein in einen Lichtflur, den die Morgensonne geschaffen hatte. So konnte ich sehen.

Rottmann. Das war Rottmann. Ein fürchterlicher Anblick: schlauchbootartige Augenringe, das Gesicht aufgequollen, die Kleidung speckig.

»Die Puppe«, kreischte er, »gib mir die Puppe. Gib mir endlich diese Puppe. Ich brauche sie.«

Da lag er, kläglich, ein Käfer auf dem Rücken, unfähig, ohne fremde Hilfe aufzustehen, ein versehrter

Mensch. Mein Adrenalinpiegel sank. Ein Gefühl von Mitleid kam über mich, von Schuld und Reue. So, wie er war, konnte ich nicht anders. Ich lockerte den Griff.

Noch im gleichen Moment zog Rottmann das Knie an und rammte es wuchtig in meinen Bauch. Wieder Fliegen, diesmal in Sternenhöhe, wo kein Sauerstoff war. Luft fehlte. Ich röchelte. Rottmann rollte unter mir hervor.

»Die Puppe!«, brüllte er, als er die Schränke aufriss.

»Die Puppe!«, brüllte er, als er die Schubladen auf den Boden schleuderte.

»Die Puppe!«, brüllte er, als er nachtrat, in meinen Bauch, in die Nieren, was weiß ich, welche empfindsamen Organe da waren.

Er trat ein drittes, ein viertes Mal und rannte davon, hinaus aus dem Haus, hinein in den Morgen. Mitleid, dachte ich, Mitleid konnte ich mir zukünftig sparen.

26. Juni 1966

Nowhere Man

Vor der Halle ein Meer aus Ordnungskräften.

»Die haben eine Höllenangst, dass alle durchdrehen«, stellte Rottmann fest.

»Sollten sie auch. Es gibt genügend Gründe, jederzeit durchzudrehen«, sagte ich.

»Ich bin jedenfalls kurz davor, durchzudrehen«, meinte Magda.

Ansonsten warteten wir einigermaßen geduldig darauf, zu den Beatles eingelassen zu werden. Vor und hinter uns die Langhaarigen mit ihren Sonnenbrillen, die Mädchen in den kurzen Röcken, die berauschten Gymnasiasten

Mir fiel ein Junge auf, ein Halbwüchsiger, der abseits gegen eine Mauer lehnte, bemüht, lässig zu erscheinen; die obersten Knöpfe seines Hemdes offen, darüber ein zu weites Jackett, die Haare zu einem dichten Pony gekämmt. Er betrachtete uns Wartende mit einer sehnsuchtsvollen Mischung aus Abscheu und Neid. Etwas an ihm rührte mich. Ohne weiter darüber nachzudenken, schlenderte ich herüber und gab ihm meine Eintrittskarte.

»Hier.«

Der Halbwüchsige verstand nicht.

»Damit kannst du rein.«

»Aber, ich ...«, stammelte er, »... ich habe nur drei Mark fünfzig dabei.«

»Schon gut«, sagte ich, »das passt so.«

Wie ein Heiligtum hielt er die Karte in den Händen.

»Warum...?«

»Nimm sie lieber schnell, bevor ich es mir noch anders überlege.«

Das verstand er dann doch. Glücklicherweise rannte der

13. Mai 1961

Die Fahne

Halbwüchsige los, hin zum Ende der Schlange.

Als ich Rottmann und Magda davon erzählte, glaubten sie an einen Scherz. Erst nach und nach wurde ihnen klar, wie ernst mir damit war. Rottmann erklärte mich für wahnsinnig. Empört zählte er auf, was er alles riskiert hatte, um an die Eintrittskarten zu kommen. Auch Magda war fassungslos.

»Das sind die Beatles, die BEATLES.«

»Ach, die spielen bestimmt mal wieder hier.«

Weil sich beide nicht beruhigen wollten und mir mit ihren Vorhaltungen auf die Nerven gingen, ließ ich sie stehen und verzog mich in den Park.

Kurz bevor das Konzert beginnen sollte, kam Magda zu mir.

»Sind die jetzt nicht dran?«, fragte ich.

»Ich will bei dir sein«, sagte sie.

Sie sah mich mit einem seltsam bestimmenden Blick an.

»Außerdem kann man die Beatles auch von hier hören.«

Doch von der Musik hörten wir nichts. Nur ein ständiges Summen aus dem Inneren der Halle, das mal lauter wurde, mal leiser. Bis es schließlich zu einem einzigen kreischenden Tumult anschwell.

Und plötzlich drehte Magda tatsächlich durch. Schrie laut, sprang auf, wieder und wieder. Das war kein Tanz, das war irgendetwas anderes. Und irgendwann, in ihrer größten Begeisterung, fiel sie mir um den Hals. Sie küsste mich, ein, zwei Sekunden, vielleicht auch ein Lied lang hindurch küsste sie mich.

Danach schob ich sie sanft zur Seite. Magda schien es nicht zu bemerken. Sie bewegte sich weiter, einfach weiter, so, als würde sie Musik hören, so, als würde jemand mit ihr tanzen. Ein berittener Polizist kam, um nach dem Rechten zu schauen, doch ich zeigte ihm an, dass alles bestens war.

Nachts waren Rottmann und ich in die Schule eingebrochen und hatten die schwarz-rot-goldene Fahne, die an einem Mast auf dem Hof hing, eingeholt. Schnell erledigten wir ein kleines und ein großes Geschäft darauf. Es war sehr widerwärtig. Das entsprach genau unserer Absicht. Nachdem wir die Flagge in diesem Zustand wieder gehisst hatten, verschwanden wir in die Dunkelheit.

Die Aktion hatte nur wenige Minuten gedauert. Geleiert aber haben wir danach Stunden. Rottmann konnte sich kaum beruhigen, denn die Sache mit der Fahne war ihm eine Herzensangelegenheit. Ausführlich legte er dar, weshalb dieser Staat es nicht anders verdient hätte. Mir war das alles recht gleich. Anstatt der bundesdeutschen hätte es auch die Fahne von Amerika, der Sowjetunion oder meinetwegen Taka-Tuka-Land sein können. Ich wollte kein Zeichen setzen gegen irgendetwas. Ich wollte nur irgendetwas anders tun.

Am nächsten Morgen gingen wir übermüdet, aber stolz in die Schule. Auf dem Hof hatten sich die Schüler aller Klassen versammelt. In Gruppen standen sie zusammen, lachten, diskutierten, schauten. Der größte Pulk hatte sich um den Mast versammelt. Zwar war die Fahne eingeholt worden, doch lag sie auf dem Boden, so, dass jeder, der sehen wollte, sehen konnte. Die Lehrer versuchten den Aufruhr zu bändigen, konnten der explosiven Mischung aus Sensationsgier, aufkeimender Meuterei und aufrichtiger Vorfreude über einen möglichen Ausfall der ersten Stunde jedoch nichts entgegenzusetzen.

Erst als Rektor Böhner den Schulhof erreichte, beruhigten sich die Gemüter. Er verschaffte sich einen Überblick und erteilte mit harscher Stimme umgehend Anweisungen. Die Fahne wurde weggeschafft, die Lehrer suchten ihre Klassen zusammen und trieben diese zurück ins Gebäude. Nur ich musste nicht in die Klasse. Stattdessen wurde ich ins Rektorzimmer kommandiert.

Rektor Böhner ließ mich bestimmt eine Stunde lang schmoren. Vermutlich sollte ich in dieser Wartezeit zu zittern beginnen und mir ausmalen, welche fürchterlichen Strafen mir drohten. Doch Angst verspürte ich keine. Solange Rottmann dichthielt, hatte Böhner keine Beweise. Was also sollte mir schon passieren?

Schließlich erschien der Rektor. In aller Ruhe nahm er an seinem Schreibtisch Platz, schlug einen Ordner auf, las in einem Papier und kritzelte einige Anmerkungen hinein. Dann schaute er auf und sah zu mir, als würde er mich erst jetzt bemerken.

»Der Bastardjunge also.«

Er kam hinter seinem Schreibtisch hervor und baute sich vor mir auf.

»Das dreckige Hurenkind«, fügte er hinzu und versetzte mir eine Ohrfeige.

Eins musste man ihm lassen: Der Rektor wusste, wie man schlug. Bestimmt machte er das nicht zum ersten Mal. Wahrscheinlich würde sich der Abdruck seiner Hand für Tage in meinem Gesicht abzeichnen. Die Tatsache, dass ihn das nicht störte, zeigte mir, wie sicher er sich fühlte.

Nach dem Schlag setzte er sich wieder. Erneut blätterte er in Unterlagen und lehnte sich dabei im Sessel zurück.

»Was machen wir nur mit Gesindel wie dir?«

»Ich war's nicht.«

»Doch, doch.«

»Sie können's nicht beweisen.«

»Du dreckige Sau, du. Dir muss ich nichts beweisen.«
Kalt sah er mich an.

»Ich könnte dich zur Polizei bringen. Aber da sitzt du zwei, drei Stunden und lachst dir am Ende noch ins Fäustchen. Oder ich werfe dich von der Schule. Schreib dir was in die Akten, dass keine Schule dich jemals nehmen wird. Aber ...«, er überlegte, »wir wissen beide, dass die Schule dir egal ist. Damit würde ich dir ja noch einen Gefallen tun.«

Boshaft lachte er auf. Er legte den Kopf in den Nacken und schloss die Augen. Ich nutzte die Zeit und sah mich in seinem Zimmer um. Seit meinem letzten Aufenthalt hier hatte sich kaum etwas verändert. Die Fotos von ihm in der Tracht des Schützenvereins, die Urkunden an der Wand, die Medaillen.

»Was ich aber werde ...«, fuhr er fort, »... was ich aber könnte ... die Magda, du und sie, ihr versteht's euch doch, was?«

Mit einem Mal wurde mir anders zumute.

»Wer?«, fragte ich in der Hoffnung, dabei so unbedarft wie möglich zu klingen.

»Ein schlechter Schauspieler bist's.«

Er öffnete die Augen.

»Ja, die Magda, das wäre was. Der Magda, der ist doch die Schule wichtig. Ist ja auch die Erste von ihrer Brut, die nicht ganz so dumm tut. Die Magda macht was her. Wenn man die Magda nun von der Schule nimmt und ihr was in die Akten schreibt, da würdest du nicht mehr so grinsen, was?«

Ich grinste nicht. Ich habe nie gegrint.

»Da vergeht's dir, was?«

Magda war die Klassenbeste. Schon immer gewesen,

18. Juni 1985

Die andere Seite der Welt

und niemand zweifelte ernsthaft, dass sich das jemals ändern würde. Magda war fleißig, Magda war klug, Magda war ehrgeizig. Später wollte sie studieren, das hatte sie schon klargemacht, als wir in der zweiten Klasse waren und niemand wusste, was studieren überhaupt bedeuten sollte. Wenn Rektor Böhner sie von der Schule warf, würde ihre Mutter nicht das Geld haben, sie jeden Tag mit dem Bus in die Schule zwei Orte weiter zu schicken.

»Sie Arschloch«, stieß ich hervor.

Rektor Böhner lachte auf.

»Ja, so machen wir's, was, Bastardjunge.«

In diesem Moment sagte ich mir, dass der Rektor so viel Rektor sein konnte, wie er wollte. Ich war viel mächtiger als er. Denn ich besaß Huck. Und Huck hatte mir die geheimen Gedanken des Rektors verraten. Und nun verriet ich diese Gedanken dem Rektor. Es waren drei lange, wirklich böartige Sätze, ebenso hasserfüllt wie voller Angst um die Offenbarung eben dieses Hasses und vielmehr noch darüber, mit welcher Gnadenlosigkeit er dem Hass in vergangenen Zeiten nachgegangen war. Ich sagte dem Rektor diese Gedanken, und dem Rektor verging das Grinsen. Er traute sich nicht zu fragen, woher ich sein Geheimstes so genau kannte. Bleich und fahl saß er in seinem Stuhl, längst kein Rektor mehr.

»Die Magda bleibt«, sagte ich frohgelaut, »und schau's zu, dass die Magda die Beste mit Auszeichnung wird. Die Fahne aber, die können's gern behalten.«

Wir gruben ein Loch, so tief, dass wir damit auf die andere Seite der Welt vorstoßen würden.

»Ob die Leute da auf dem Kopf stehen?«, fragte die kleine Sandra und kicherte.

»Vielleicht ist dort alles anders als hier. Die Wiesen sind lila, wer irgendwo ankommen will, geht so langsam wie möglich, und wer was zu sagen hat, schweigt.«

»Und Stachelbeeren schmecken total gut.«

»Ganz anders wäre wirklich wunderbar.«

Sandra gab mir die Schaufel.

»Ich muss jetzt erstmal verschnauften.«

Gemeinsam schauten wir auf das Loch, das wir in den letzten Stunden geschaffen hatten. Mir reichte es bis knapp zu den Knien, bei Sandra bis zu den Hüften.

»Da haben wir noch ein bisschen Arbeit vor uns.«

»Ja, aber wir packen das.«

Sandra griff nach meiner Hand und zog mich mit sich. Gemeinsam liefen wir zu ihrer Mutter.

Magda saß auf einem Campingstuhl und las Umberto Eco. Ab und an sah sie auf und blickte in den Garten. Es war kein großer Garten. Aber er genügte uns. Beete für das Gemüse, Beete für die schönen Blumen, Kirsch- und Apfelbäume zum Klettern, Gebüsche zum Verstecken. Das Gras ließen wir wuchern. Keine Nachbarn, die darüber die Nasen rümpften. Ein Wald grenzte an, in den Abendstunden, wenn wir still waren, kamen Rehe zum äsen. An solchen Tagen konnte ich mir vorstellen, dass dieser Garten die gesamte Welt sein könnte. Mehr würde ich nicht brauchen.

Als Magda uns schwitzend und schwatzend kommen sah, schenkte sie drei Gläser Holundersaft ein. Wir

tranken, sprachen über die Pläne für den Sommer, das Loch zur anderen Seite der Welt. Sandra wollte Magda unbedingt zeigen, wie tief wir schon gegraben hatten.

»Papa und ich werden das schaffen«, sagte sie.

Ein Augenblick, ein Wort. Papa. Magda erstarrte, ebenso ich. Sandra plapperte weiter, hatte nicht bemerkt, was dieses Wort in uns ausgelöst hatte. Drängte stattdessen ihre Mutter, mit ihr die Grube zu bestaunen. Magda sah zu mir, ihr Blick flatterte. Ich wich ihm aus, setzte mich in den Sonnenstuhl, nahm das Buch in die Hand und blätterte darin. Ich gab vor zu lesen, bis Magda mit Sandra ging.

Als Magda wieder vor mir stand, da war etwas mit ihr geschehen. Ich konnte es deutlich sehen. Eine Ruhe hatte sie erfasst, geradezu unheimlich, so endgültig, wie sie sprach.

»Wir müssen darüber reden.«

»Lass mich anfangen«, sagte ich und schwieg, weil ich nicht wusste, wie ich anfangen sollte.

Ich schenkte Holundersaft nach, hielt das Glas, trank keinen Schluck.

»Die letzten Wochen, die Monate, die Zeit mit euch ... dieser Garten ... ich bin sehr glücklich. Mit euch. Mit Sandra. Mit dir. Ich möchte nichts anderes mehr.«

»Nein«, sagte Magda, und ihre Stimme war absolut klar, »du bist nicht ihr Vater. Du bist überhaupt kein Vater. Du bist kein Mensch, der sich um andere kümmert. Warst du nie gewesen. Du bist niemand, den wir brauchen. Niemand, den ich brauche.«

Ich habe niemals gefragt, was mit Magda in den Minuten an der Grube geschehen war. Woran sie gedacht hatte. An den Tag auf den Streuobstwiesen? An die Geschichte, die ich ihr von meinem Vater erzählt hatte? An unsere gemeinsamen Zeiten? An die Jahre, in denen wir einander verloren hatten?

Passten all diese Momente in Minuten? Oder sollte es nicht genügen, an einen Menschen zu denken und in einer Sekunde alles über ihn zu wissen? Ohne langes Abwägen, ohne jedes Erinnern entscheiden, was dieser Mensch für einen ist? Eine Sekunde als die Summe von allem? Was hatte Magda in dieser einen Sekunde in mir gesehen?

»Du kannst bis zum Abend bleiben. Dann wirst du gehen. Das wirst du sowieso bald. So wie du das immer machst. Aber diesmal nicht. Diesmal entscheiden wir. Für dich ist hier kein Platz.«

Wir tranken Holundersaft. Magda las mir von den Mönchen vor. Sandra und ich versuchten, uns zur anderen Seite der Welt zu graben. Wir kamen niemals an.

28. Januar 1986

Die dunklen Jahre

Eine Rakete war explodiert. Dreiundsiebzig Sekunden in der Luft, dann die Explosion. Rauchschwaden teilten sich, Trümmer tanzten auf einem kobaltblauen Himmel. Ein Raumschiff ging als Feuer nieder.

Wo ich war, gab es keinen Himmel mehr. Nur eine graue, unansehnliche Wand aus Schnee. Der Wagen steckte in einer Wehe fest, auf einer Straße mitten im Wald. Ich hatte Proviant für einige Tage bei mir, Wasser sowieso, auch warme Decken. Ansonsten besaß ich nichts. Ich konnte hier verloren gehen, und niemand würde mich je vermissen.

An einer Tankstelle mitten im amerikanischen Nirgendwo hatte ich gehalten. Ich hatte nur bezahlen wollen, doch der Besitzer hatte mich nicht weiter beachtet. Stattdessen hatte er stumm auf einen kleinen Fernseher gestarrt. In endloser Schleife wurden die dreiundsiebzig Sekunden gezeigt, die fassungslosen Gesichter im Kontrollzentrum, auf den Zuschauerrängen. Der Name *Challenger* wurde eingeblendet.

»Das war's dann mit dem Mars«, hatte der Tankwart gemurmelt.

In anderen Zeiten hätte ich widersprochen, hätte behauptet, in zehn, spätestens zwanzig Jahren wären wir dort.

Aber wieso sollten wir den Mars überhaupt erreichen wollen? Was hofften wir, dort zu finden? Was konnte es auf dem Mars geben, das hier nicht existierte?

Ich hatte gesucht, war seit Monaten auf Highways unterwegs, war durch winzige Städtchen geirrt, die nach Rauchfleisch, Fett und Fabrikdreck stanken. Ich

hatte mit Menschen gesprochen, die mir feindselig gegenüberstanden, hatte nach Spuren geforscht, mich an kleinsten Hinweisen berauscht. Doch gefunden hatte ich nichts. Da war niemand. Was ich einmal besessen hatte, war unwiderruflich gegangen.

Jetzt war ich im Schnee gefangen. Die Türen ließen sich nicht öffnen. Hagel trommelte gegen die Karosserie. Die Sitze hatte ich zurückgeklappt, meinen Körper in Decken gewickelt. In regelmäßigen Abständen bewegte ich mich, um dem Frost etwas entgegenzusetzen. Ich trank Wasser und schob mir Energieriegel in den Mund. All das geschah mechanisch, ohne besondere Hoffnung. Draußen musste Tag sein, drinnen war alles schwarz.

Die Tankstelle war bestimmt zwanzig Meilen entfernt. Es hätte auch ein Kontinent dazwischen liegen können. Hinter den Scheiben begann eine erbarmungslose Welt. Ohne Hilfe würde ich mich nicht befreien können. Vielleicht war das besser so. Vielleicht gehörte ich in diesen winzigen, eiskalten Käfig. Vielleicht war das mein Platz. Ich hatte nichts von Bedeutung geschaffen. Hinterlassen würde ich sowieso nichts. Niemand war mit mir besser dran. Ohne mich würde die Welt nicht anders sein.

Der Schneesturm wurde stärker. Ein Raumschiff war explodiert. Meine dunklen Jahre.

21. Juli 1969

Die Herrschaft der Menschen

Alles war so unfassbar atemberaubend. Der Himmel, der vor meinen Feueraugen zerfloss, aus dem es Kirschblütenstaub regnete, der weich auf meiner Haut landete und allmählich in den Poren versank, dessen Pollen in meinem Blut aufgingen und sich durch alle Adern hindurch in mir ausbreiteten und mich mit dem heißen Atem aller Sonnen füllten.

Ich sah, was war, was sein würde, sah mich dazwischen, als Verteiler der Zeit, gab sie aus den Händen, hinein in einen Fluss, ließ mich tragen und tragen und tragen. Gestern schmeckte hauptsächlich zitronengelb.

»Im Vergleich zu dem, was dort geschieht, ist unser Zustand erschütternd normal«, sagte ich und zeigte auf den Fernseher.

Ein Mann hüpfte in einem lächerlich klobigen Anzug von einer Leiter und landete im Mondstaub. Ein Schritt, ein zweiter, ein grobes Knacken im Ton, Worte, Worte, Worte. Der Mensch betrat einen fremden Stern.

Mit uns hatten sich viele im Zimmer, in dieser Wohnung, im Haus versammelt. Ab und an starrten wir in die Röhre. Getränke gingen herum, mit wunderbaren Chemikalien getränktes Löschpapier. Jeder nahm, jeder forderte, jeder bekam, lachte sowieso. Aus jedem brach hervor, was für ihn Wirklichkeit war, und was jeder erlebte, war ungleich aufregender als dieser winzige Bildschirm. Was wir dort sahen, erschien uns viel zu unwirklich.

»Heute steht die ganze Welt unter Drogen«, sagte Anschutz, »heute sind wir die Spießer.«

»Anschutz, Anschutz, Anschutz – wem gehört dies wunderbare Zuhause hier eigentlich?«

»Wenn ich das nur wüsste. Jedenfalls sollten wir vor Freitag wieder raus sein.«

Anschutz langte zur Anbauwand und bekam ein gerahmtes Foto zu fassen.

»Was für ein Familienglück.«

Anschutz reichte mir das Foto. Es zeigte eine Familie im selben Zimmer, in dem wir uns befanden. In der Ecke ein Weihnachtsbaum, daneben ein Fernsehgerät, unsere Röhre. Ein Mann mit Krawatte grinste, eine Frau in schwarzem Kleid hatte die Arme streng an den Körper gelegt. Nur der Sohnmann blickt ernst und ein wenig doof in die Kamera.

»Hervorragend. Hier versammelt sich alles, was für die Kleinbürgerlichen von Bedeutung ist: Konsum, Fernsehen, Religion. Was für ein einmaliges Zeugnis des totalen Glücks. Ein Hoch auf den Spießbürger.«

Anschutz schlug das Bild gegen sein Knie. Glas zerbrach.

»Nimm es und trage es unter deinem Herzen«, sagte er, als er mir das Foto überreichte. Den Rahmen warf er zu Boden.

So oder so entglitten uns die Stunden. Mal klammerete ich mich an einem Schrank fest, bis er ins Schwanken geriet – oder ich. Mal fiel eine von Anschutz' Bekanntschaften in eine der Zimmerpflanzen, mal in meine Arme. Mal erbrach sich ein Unbekannter auf liebevoll gehäkelte Deckchen, mal sauste jemand panisch an uns vorbei und forderte uns auf, um Gottes willen vorsichtig zu sein. Gott, sagte dann einer von uns, Gott habe insofern mit all dem nichts mehr zu tun, da Neil Armstrong heute dessen Nicht-Existenz bewiesen habe. Heute begänne die Herrschaft der Menschen.

»Zerstörung pur«, säuselte Anschutz, als er einen Aschenbecher in das Fernsehgerät schleuderte. Die

Röhre platzte, der Mond verschwand in einem wunderbar grauen Graupelmeer, das sich aus der Maschine ergoss und in das ich nun dankenswerterweise meinen seidenmatten Körper tauchen konnte.



6. August 1994

Der Apfelduft früherer Tage

Ich wollte nach dem Rechten schauen, doch was ich fand, war Chaos. Zerrissene Vorhänge, zerbrochenes Geschirr, zertrümmerte Stühle, zersplittertes Glas. Diesen Ort erkannte ich nicht wieder.

Ich stieg über umgestürzte Tische hinweg, kam an Müllbergen vorbei. Flaschen klirrten gegeneinander; die elenden Überreste einer aus dem Ruder gelaufenen Feier. Dann sah ich: Inmitten der Zerstörung lag Samuel in einer Lache unbekannter Herkunft. Fast friedlich schlummerte er, die Hände unter den Kopf geschoben. Er trug eine lilafarbene Turnhose. Ansonsten war er nackt.

Ich warf eine Decke über ihn. Davon erwachte er. Schlag die Augen unendlich langsam auf. Sah mich an, als wäre es selbstverständlich, dass ich jetzt hier vor ihm stand, in diesem verwüsteten Zuhause. Schreien wollte ich und dachte, nein, du kannst deinen Sohn nicht anschreien. Nicht jetzt, nicht hier, nicht in diesem Zustand.

Dabei hätte es viele Gründe gegeben, Samuel anzubrüllen. Ihm sein Verhalten um die Ohren zu hauen. Ihm die Exzesse, die falschen Freunde, die Drogen und das Desinteresse an allem vorzuhalten, ihn bloßzustellen. Nur damit ich eine Reaktion bekam, damit ich ihn aus seiner Apathie riss, aus diesem unheimlichen Dämmerzustand, damit ich zu ihm durchdringen konnte. Er sollte wissen, dass sich sein Vater um ihn sorgte, dass ich für ihn sorgen würde, selbst wenn es bedeutete, ihn anzuschreien.

Aber es funktionierte nicht. Ich konnte nicht schreien. Nicht so. Ich trat zu Samuel, streckte ihm die Hand

entgegen, die er wie in Trance ergriff. Ich zog ihn hoch, legte den Arm um seine Schulter, stützte ihn mit meiner Kraft. Schritt für Schritt kamen wir voran. Ich roch den Alkohol an ihm, den Gestank anderer Menschen, das Abgestandene ruheloser Nächte. Und roch auch etwas von dem Apfelduft früherer Tage, etwas von damals, als ich ihn nach dem Baden abgetrocknet und ins Bett gebracht und ihm vorgelesen hatte und er mir kurz vor dem Schlaf zutraulich um den Hals gefallen war. Doch dieser Apfelduft war kaum mehr wahrnehmbar.

Während Samuel schlief, beseitigte ich die größten Schäden in der Wohnung. Füllte Müllsack um Müllsack, stellte notdürftig eine Ordnung her. Irgendwann war Nachmittag, und irgendwann stand Samuel im Raum, den mageren Körper gegen den Türrahmen gelehnt, die Haare verzottelt, der Blick verwischt.

»Hier«, sagte ich, »ich habe Tee gemacht.«

»Will nicht.«

Er schlurfte an mir vorbei und ließ sich auf die Couch fallen. Kein Wort verlor er über meine Aufräumarbeit, nahm wieder ganz selbstverständlich hin, dass andere etwas für ihn taten.

»Deine Mutter. Wir müssen ihr hiervon erzählen.«

Er rollte mit den Augen.

»Du brauchst gar nicht mit den Augen zu rollen. Du weißt genau, dass du Mist gebaut hast.«

»Oh. Ein Vater-Sohn-Gespräch. Wie aufregend.«

»Das hat nichts mit uns zu tun. Nur mit dir. Was du falsch gemacht hast.«

»Einmal im Jahr kommst du und glaubst dann, du hättest was zu sagen.«

»So kann es nicht weitergehen.«

»Wieso nicht? Ich folge nur deinem Ratschlag. Ich tue das Gegenteil von dem, was ich tun sollte.«

1953

Auf dünnen Ästen

Er grinste mich an. Weil ihn das schon in der nächsten Sekunde langweilte, griff er zwischen die Polster der Couch und zog eine Bierflasche hervor.

»Nein«, sagte ich ruhig, »das ist nicht von mir, sondern deiner Großmutter. Das hat sie mir gesagt, als ich jung war. Und sie hat es von deinem Großvater.«

Plötzlich war Samuel erstaunlich wach.

»Von Opa? Was hat er gesagt?«

»Das weißt du doch.«

»Dann erzähl's mir eben noch mal.«

Ich sah ihn an und wusste, dass er nach Antworten verlangte. Aber die wollte ich ihm jetzt nicht geben.

»Ich kenne auch nur das, was Oma erzählt hat. Ich habe Opa ja nie fragen können.«

Ich drehte mich weg und wischte demonstrativ einen Fleck von der Vitrine. Samuel wartete. Als er verstand, dass ich nicht weiter von meinem Vater berichten würde, verfiel er wieder in seinen üblichen asozialen Zustand.

»Ich zisch dann mal ab in die Stadt«, sagte er.

Er legte die Bierflasche auf den Boden und stieß sie mit dem Fuß weg. Dann verließ er das Zimmer. Draußen klappte die Wohnungstür.

Schreien, dachte ich, du hättest schreien sollen.

Jeden Morgen nahm Mama ihr wackliges Fahrrad und fuhr damit in die Fabrik. Erst am Abend kehrte sie zurück. Währenddessen sollte ich auf Frau Nollmann achten. Doch meistens lag Frau Nollmann nur mit offenen Augen im Bett und starrte an die Decke. Dafür war meine Anwesenheit nicht notwendig. So hatte ich die Nachmittage für mich. Dann ging ich hinaus, hin zu den anderen.

Ich weiß nicht, ob die Kinder mich mochten. Ich habe mich niemals angestrengt, zu ihnen zu gehören, ja wahrscheinlich habe ich viel zu oft versucht, etwas anders zu tun als sie, nicht weil ich es guthieß, sondern weil ich mich so von ihnen unterscheiden konnte. Wenn sie den verrückten Kutti mit Kieselsteinchen bewarfen, stellte ich mich demonstrativ vor ihn. Wenn unsere Bälle Fensterscheiben zersplittern ließen und die Kinder blitzartig die Flucht ergriffen, war ich es, der blieb und dafür Ohrfeigen kassierte. Wenn wir in die Kirschen stiegen und sie auf halber Höhe stoppten, kletterte ich auf die dünnen Äste.

Ich kaute Sauerampfer, obwohl ich wusste, dass ich davon Durchfall bekommen würde. Ich sprang im kalten Herbst in den Fluss, schlug mich ohne jede Erfolgsaussicht mit denen aus den höheren Klassen, widersprach den Stärksten, verteidigte die Hinterhältigen, lobte die Dummen. Einmal lief ich in einem Kleid durch die Straßen, nur, weil niemand sonst so etwas tat.

Doch der Spott machte mir nichts. Ich wollte für niemanden greifbar sein. Niemand sollte mich einordnen können. Ein brennendes Verlangen war in mir, mich von ihnen abzuheben, unter allen Umständen anders zu denken, zu fühlen, zu handeln. Wenn sie Licht waren, wollte ich Schatten sein.

Oktober 1959

Die Welt mit Huck

Erst der Schrecken. Dann die Neugier. Schließlich pure Euphorie. Es war, als hätte jemand einen Schleier von der Welt gezogen und die Sicht freigegeben auf die Menschen, so wie sie waren. Als besäße ich nun einen Röntgenblick, mit dem ich in ihr Innerstes schauen konnte.

Ich begann, ihre Besitztümer zu sammeln. Raffte wahllos zusammen, was mir unter die Finger kam. Nein, das klingt zu harmlos. Ich klaute ohne Hemmung und vergaß dabei jedes Maß. Stahl ständig und von vielen. Das war mehr als eine Sucht. Das war alles, was ich wollte.

Ich sehnte den Moment herbei, wenn ich Huck mit den persönlichen Gegenständen der Menschen in Berührung bringen konnte; einem Haar, einer Uhr, einer Brosche, was immer sich auch anbot. Den Moment, wenn ich meine Hand in den Rücken der Puppe schob. Der Schwindel, der mich erfasste. Wie sich der Boden unter mir verflüssigte, eine Gänsehaut jeden Zentimeter meines Körpers bedeckte. Wie ich Abstand erlangte zu den Dingen um mich herum, Abstand zu mir selbst. Mit Huck vergaß ich, wer ich war. Ich verwandelte mich in jemand anderen. Konnte es ein größeres Gefühl von Freiheit geben?

Wie ich mit schwerer Zunge sprach, mit hoher Stimme, tiefem Bass, hastig, gedehnt, Worte ausspuckte, säuselte, Sätze schnarrte. Stets waren es drei Sätze, niemals mehr, in einer endlosen Schleife wiederholt, die ich nur unterbrechen konnte, wenn ich die Hand aus Hucks Rücken zog. Dann fiel er, dann fiel ich zusammen, dann kehrte ich zurück zu dem, der ich war.

Drei Sätze. Wie hatte im Brief gestanden: Die wichtigsten Gedanken von allen können dein sein. Drei Sätze, die ausdrückten, woran die Menschen jederzeit denken, was sie umtreibt, anspornt, wovor sie sich fürchten, wonach ihnen verlangt. Ihr Kopf, nein, ihr Herz lag offen vor mir.

Ich erfuhr die Gedanken von Frau Kretschmar, Rektor Böhner, Schwarzkamp, Biggi aus der Parallelklasse, dem verrückte Kutti und Tito mit dem Feuermal. Ich wollte alles über jeden wissen. Keine Zugeständnisse mehr. Für mich sollte die Welt ein offenes Buch sein.